

Unterhaltungsblatt

AMT

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 27.

Dienstag, den 3. April

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Frid in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabbert in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Huttler).

Tante Hanna's Geheimniß.

Original-Roman von E. von Linden.

(Nachdruck verboten.)

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

Es war ein wundervoller Abend. Die Sonne sank, im Scheiden noch mit goldenem Glanz die Erde grüßend und den Himmel in ein prächtiges Feuermeer tauchend.

In der kleinen Stadt Moortirch läuteten die Glocken das morgen beginnende Pfingstfest ein. Berauschend dufteten die Blüten, überall waltete Frieden und Freude in der Natur.

Draußen vor dem Thore stand ein rebenumsponnemes Häuschen, das mit einer kleinen, zierlichen Veranda versehen und von einem wohlgepflegten Garten umgeben war. Hier wohnte eine fünfundsiebenzigjährige Greisin, eine alte Jungfer in des Wortes bester Bedeutung, von Alt und Jung, Arm und Reich im Städtchen und der Umgegend Tante Hanna genannt, da ihr eigentlicher Name Johanna Werner nur für die Post Interesse zu haben schien.

Sie war nur klein und zierlich gebaut, die gute Tante, doch von kernengerader Haltung, und wenn das blasse, milde Gesicht auch die Runzeln und Falten des Alters aufwies, so zeigte das glatt geschittelte Haar doch nur wenig Grau, und die klaren, blauen Augen blickten noch hell und scharf wie in den Tagen der Jugend.

Tante Hanna war als die Allermittelstörsterin und Rathgeberin bekannt und verstand die Kunst, ihr bescheidenes Vermögen durch weise Sparsamkeit zu verdoppeln, um allezeit eine offene Hand für jeden Nothleidenden zu haben. Auch besaß sie das Vertrauen der heranwachsenden weiblichen Jugend in einem seltenen Grade, und auch fast aller Stände, weshalb es seit Menschengedenken kaum eine Braut im Städtchen gegeben, welche Tante Hanna nicht zuerst in's Vertrauen gezogen hätte, da die Greisin sich ein kindlich Herz bewahrt und mit der Jugend zu denken und zu empfinden verstand.

Es war ein herzerquickender Anblick, die „uralte Jungfer“, wie sie sich behaglich zu nennen pflegte, zwischen ihren Blumen, die sie so sehr liebte, hanitieren zu sehen, und auch heute am Pfingstabend, wo sie im Glanze der sinkenden Sonne ihre prachtvollen Rosen besaß, bildete sie in dieser friedlichen Umgebung eine harmonische Erscheinung, in Eintracht mit Gott, mit der Menschheit und der Natur.

Leise wurde in diesem Augenblick die Gartenthüre geöffnet. Eine schlanke, junge Dame in einfach zierlicher Sommer-Toilette, einen dunklen Strohhut auf dem vollen braunen Haar, trat geräuschlos ein und näherte sich, ohne daß die Greisin ihr Kommen bemerkt hatte, mit so leichten Schritten, daß sie plötzlich neben ihr stand.

„Tantchen!“

Sie schlang den Arm um Hanna und küßte sie zärtlich.

„Lieber Himmel, Fräulein Armgard, welche frohe Ueberraschung! Just in diesem Augenblick dachte ich an Sie, mein Herzchen!“

„Ich habe Sie doch nicht etwa erschreckt, Tante Hanna?“

„Warum nicht gar, Kind! Ich freue mich zu sehr, Sie wieder zu sehen. Glaubte fest, daß Sie mindestens noch ein halbes Jahr fortbleiben würden.“

Sie setzte bei diesen Worten ihre Gießkanne hin, strich mit der Hand noch einmal behutsam zärtlich über eine halberblühte Moosrose und warf dann einen forschenden Blick auf das ernste Mädchen-Anthlitz, welches, über die erste Jugendblüthe hinaus, kaum hübsch zu nennen war und doch einen äußerst gewinnenden Eindruck hervorbringen konnte, wenn ein Lächeln darüber hinhuschte wie ein verlorener Sonnenstrahl. Aber sie lächelte leider nur selten, die reiche Armgard Holten, welche als einzige Erbin ihrer verstorbenen Eltern ein schuldenfreies Rittergut und ein schönes Haus mit großem Garten im Städtchen ihr eigen nannte und deshalb eine Vielumworbene schon seit Jahren gewesen war. Die Eltern hätten sie so gern verheirathet gesehen, doch mochten sie das einzige Töchterlein zur Heirath nicht zwingen, und so sanken Beide ins Grab, während Armgard einsam auf ihrem schönen Besitz hauste, für eine merkwürdig praktische Landwirthin galt und sich nach keinem Herrn und Gebieter sehnte, weil sie keines Schutzes bedürftig war.

Sie hatte sich für diesen Sommer einmal herausreißen und das deutsche Vaterland durchstreifen wollen, da sie einen tüchtigen und redlichen Verwalter besaß. Drei Wochen erst war sie fort gewesen und heute schon wieder heimgekehrt. Was hatte das zu bedeuten?

„Heimweh!“ war ihre kurze Erklärung dem erstaunten Verwalter gegenüber, worauf ihr erster Besuch Tante Hanna geglückte, ihrer alten vertrauten Freundin

von der zartesten Kindheit an. Und diese wußte sofort, daß der seltsam flimmernde Glanz in den braunen Augen ihres Lieblings etwas anderes zu bedeuten hatte als Heimweh. Es mußte ganz Besonderes vorgefallen sein, um eine solche Seele, welche mit energischer Thatskraft den Pflichten, welche das Leben ihr gestellt, zu genügen wußte, aus dem Gleichgewicht zu bringen und sie zur Aenderung eines reiflich erwogenen Planes zu bestimmen.

Doch Tante Hanna fragte nicht, sie schob ihren Arm in den ihres Lieblings und reckte sich stolz empor, über ihre eigene jugendliche Haltung und ihre Größe scherzend.

Um Armgard's Lippen irrte ein Lächeln.

„Sind Sie ganz allein, Tante?“ fragte sie leise. „Mutterseelenallein, Herzchen! — Meine alte Liese ist heim zu ihrem Bruder gereist, um dort die Pfingsttage zu verleben, und mein Käzchen plaudert nicht.“

Sie setzten sich auf die von Wein und Kletterrosen umrankte Veranda, wo das schwarze Käzchen, welches den poetischen Namen „Mignon“ führte, sich sofort zu ihnen gesellte und behaglich schnurrend in die sinkende Sonne blinzelte.

„Ein herrlicher Abend,“ bemerkte Hanna, „welch' göttlicher Friede in der Natur!“

„Tante Hanna,“ sprach Armgard plötzlich mit Anstrengung, „Sie fragen mich gar nicht, weshalb ich meine Reise so früh schon unterbrochen habe.“

„Nein, Kind, weil ich weiß, daß nur ein zwingender Grund Sie dazu veranlassen konnte und daß Sie schon selber sprechen werden, wenn Sie es für nöthig halten.“

„Ich bin nur bis an den Rhein gekommen,“ fuhr Armgard leise fort, „wollte in Köln meine alte Freundin Adelheid von Nöding, welche dort an einen Bankier verheirathet ist, besuchen und verlebte acht glückliche Tage in ihrem Hause, als plötzlich ein Mann mir begegnete, den ich niemals wieder zu sehen gehofft. — Bei einem Ausfluge in die Umgegend Kölns trat mir Julius Steindorf entgegen.“

„Großer Gott!“ rief Hanna, erschreckt zusammenfahrend. „Erkannte er Sie? — War er allein?“

„Ja, er erkannte mich auf der Stelle und besah noch immer die alte studentische Unverfahrenheit früherer Jahre, indem er sich mir als Wittwer und Vater eines siebenjährigen Töchterchens vorstellte, den das Heimweh nach Deutschland zurückgeführt habe. Meine Freunde glaubten mir einen Gefallen zu erzeigen, als sie ihn einluden, sich unserer Gesellschaft anzuschließen.“

„Er nahm die Einladung an?“

„Natürlich that er das und wich nicht von meiner Seite. Sein Töchterchen hatte er bei sich, ein bildschönes Kind, das Ebenbild der Mutter, welches bereits gut dressirt schien, da es sich wie eine Klette an mich hing. Als er von meinen Reiseplänen hörte, beredete er meine Freundin, mich zu begleiten und ihn zu unserm Reisemarschall zu ernennen. Da machte ich kurzen Prozeß, packte meinen Koffer und reiste nach Hause. That ich recht daran, Tante Hanna?“

Diese blickte sie prüfend an und horchte dann erschreckt auf einige Stimmen, die sich dem Garten näherten.

„Das scheint Herr Reinhardt zu sein, liebes Kind,“ wandte sie sich leise zu Armgard, „ich weiß, daß Sie nicht mit ihm sympathisieren —“

„Mit dem rücksichtslosen Maler, — nein, Tante Hanna, — ihn möchte ich am wenigsten jetzt sehen.“

Sie ergriff bei diesen Worten ihren Sonnenschirm und verschwand durch die Glasthür, welche von der Veranda in's Haus führte.

Der Maler Reinhardt, ein Mann schon nahe den Sechzigern, war eine stadtbekannte Persönlichkeit, eine lange, etwas schlotterige Gestalt mit einem bedeutenden Kopfe, welchen ein Wald von grauen Haaren wild und verworren umwogte, ein berühmter Künstler, doch gefürchtet ob seiner grenzenlosen Rücksichtslosigkeit. Er gehörte Tante Hanna's Whistklub an, verehrte die alte Jungfer sehr hoch und freute sich über ihre schlagfertigen Antworten, wie er überhaupt derbe Zurechtweisungen liebte.

„Wenn ich's mir nicht gedacht!“ schrie er ihr lachend entgegen, indem er einen jungen Mann trotz seines Protestes durch die Pforte schob, „da sitzt die Allermelkstante in der göttlichen Ruhe ihres Tusculums und kneipt behaglich Natur. — Ist das nicht eine vollendete Sybarite, diese alte Jungfer von fünfundsiebenzig Jahren, die da einerschreiet mit ungebeugtem Rücken und klaren Augen wie eine zwanzigjährige Braut! Der Tausend ja, wer sich in solchen Düften und in solchem Sonnengold baden kann, soll wohl die ewige Jugend bewahren! — Was, Freund Leonhard? — Im Vertrauen gesagt,“ setzte er mit etwas gedämpfter Stimme und schlaublindelnden Augen hinzu, „das Hauptrecept ihrer Jugendlichkeit besteht darin, daß meine kleine Freundin stets ihr Herz unter Verschuß gehalten und sich damit begnügt hat, für Andere den Brautkranz zu winden.“

Tante Hanna's freundliches Gesicht hatte sich bei den unartigen Neckereien des Malers um keinen Schatten verändert. Sie war den Herren entgegengegangen und zuckte nur lächelnd die Schultern, den verlegenen Gruß des hübschen jungen Mannes, der seiner Kleidung nach offenbar ein Landwirth war, artig erwidern.

(Fortsetzung folgt.)

N i e f.

Von Don Josaphet.

[Nachdruck verboten.]

Bei jedem Volke findet man je nach Anlage und Neigung gewisse Wörter, die so verbreitet sind und denen der Volksgebrauch eine solche mannigfaltige Bedeutung und Vielseitigkeit des Begriffs beigelegt hat, daß man gewissermaßen daraus einen Schluß auf den Charakter der Nation ziehen kann. Das „grandiose“ des Spaniers beansprucht denselben ausschließlichen Platz, den der napolitanische Lazzaroni dem „far niente“ einräumt. In Frankreich lehren die Ausdrücke „Ehre, Vergnügen, Mode, Geist, guter Geschmack“ in jedem Gespräch wieder, — das französische Volk ist eben leichtlebig, huldigt dem Tagesgeschmack und der Mode, hat aber unbestreitbar „esprit“ und eine gewisse persönliche Tapferkeit. In Italien, wo die Kunst alles durchdrungen hat, hören wir die Schlagwörter „Erhabenheit, Empfindung, Formenschönheit“; das magische Wort des handeltreibenden und praktischen Engländer ist „comfortable“ und „nützlich“. Nützlich — das ist die Quintessenz jeder politischen Beredsamkeit, nützlich — das Endresultat ihrer Philosophie seit Jeremias Bentham's Zeit († 1832, Begründer des

Utilitarismus), nützlich — das letzte Wort und die Moral ihrer Regierung.

Was nun die Anhänger des Islams anbetrifft, so

begeisterte sie in ihren Kämpfen zur kühnsten Todesverachtung? Es war die Aussicht auf das sehr materielle Paradies, das der Prophet ihnen in den glühendsten



Musik im Kloster.

ist seit den Tagen ihrer Herrschaft bis zu den jetzigen Zeiten des Verfalls der Materialismus oder besser der Sensualismus ihre herrschende Leidenschaft gewesen. Was

Farben geschildert hatte. Und um schon hier auf der Erde einen Vorgeschmack dieses sehr wenig idealen Aufenthalts zu genießen, bevölkerten sie die Harems mit

reizenden Odalisten und schleppten die armen Besiegten in die traurigste Sklaverei, verdamnten sie zum mühseligsten Leben, während sie selbst in üppigster Ruhe die Früchte dieser Mühen und Qualen genossen. Aus dieser übertriebenen Werthschätzung der irdischen Glückseligkeit erklärt sich leicht der Umstand, daß bei den Anhängern des Propheten mit dem Worte „Natur“ derselbe erhabene Begriff verbunden ist, wie mit dem Worte „Geist“ bei den christlichen Völkern und besonders der deutschen Nation, der „Nation der Denker“, welche weniger der irdischen, als der Sonne der Intelligenz huldigt.

Wie die Perser und Araber, so sind auch die Türken Sensualisten, aber ihr Sensualismus ist ruhig, indolent, träge. Der Araber reitet zehn Meilen weit, wenn ein Vergnügen ihn lockt; der Türke, ein ebenso großer Verehrer der Freude, wird nie dem Vergnügen nachjagen, er läßt es an sich herankommen, er verlangt, daß es ihn aufsucht. Wenn diese Forderung ihn auch theuer zu stehen kommt, so fühlt er sich reichlich dadurch belohnt, daß er seine Trägheit und seinen Stolz, den er für Würde hält, befriedigt hat. Man wird nie finden, daß ein Türke tanzt, singt oder ein Instrument spielt, er würde sich in seinen eigenen Augen dadurch herabwürdigen; aber seine Leidenschaft ist es, Andere tanzen und singen zu sehen: nach seiner Meinung ermüdet das nicht und bietet denselben Reiz. — Nur im Kriege scheut der Türke keine Anstrengung, keine Ermüdung; bei dem Worte „Kampf“ schießen die sonst halb geschlossenen Augen feurige Blicke, der Zorn treibt das Blut rascher durch die Adern, sein Ungeßüm erinnert an den eblen Wüstenkönig. Da indessen die Kunst des Mordens an sich eine Arbeit ist und das Kriegshandwerk sich immer mehr ausbildet und vervollkommnet, so wird er trotz seiner Wuth einem geschickt manövrirenden Feinde nicht lange Widerstand leisten. Hat Allah ihm das Leben erhalten, so fällt er in sein altes Phlegma zurück und vergißt die erlittene Enttäuschung bei den Freuden des Harems; griechische Tänzer, walachische Musikanten, böhmische Sänger, arabische Märchenerzähler, jüdische Taschenspieler und kosmopolitische Magier bieten Alles auf, die finstere Miene des Gebieters zu erheitern, seinen Lippen ein Lächeln zu entlocken.

Es gibt in der türkischen Sprache einen Ausdruck, der diese Passivität, diesen indolenten, zur Betrachtung neigenden Charakter vortrefflich wiedergibt, auf das genaueste bezeichnet, es ist das Wort *Kiëf*. Es ist unmöglich, dasselbe zu übersetzen, da sein Sinn ebenso unbestimmbar ist, wie der Geist, den es bezeichnet. Seine Bedeutung ist aber gleichsam unerschöpflich, denn dieses eine Wort entspricht Allem, was wir durch die Wörter „Gesundheit, Vergnügen, Ruhe, Glück, Erholung, Gemüthlichkeit, Phlegma, Zerstreuung, Laune“ auszudrücken pflegen. Die Türken sagen: „Wie steht's mit dem *Kiëf*?“ wie wir fragen: „Wie steht's mit der Gesundheit?“ — „Bist Du im *Kiëf*?“ hat denselben Sinn, wie bei uns die Frage: „Bist Du guter Laune?“ — *Kiëf* ist die Seele der türkischen Sprache! Besuchst Du einen vornehmen Türken zur Zeit der *Siesta*, so geben die Diener mit vielsagender Miene die Auskunft, daß Du warten mußt, denn der *Effendi* hält sein *Kiëf*. Dieselbe Antwort wird Dir zu Theil, wenn der Herr, mit dem Du geschäftlich sprechen willst, im Harem mit seinen Kindern spielt oder sich in seinem *Kiosk* damit unterhält, durch ein Fernrohr die Schiffe zu beobachten, welche den *Bosporus*

passiren. Und hättest Du ihm auch die wichtigste Sache mitzutheilen, es wäre unmöglich den *Effendi* zu stören, denn „er hält sein *Kiëf*!“ Nur eins ist im Stande, das *Kiëf* des Türken zu unterbrechen, und das ist die Stimme des *Muezzin*, der vom *Minaret* die Stunde des Gebetes ausruft.

Mit stillem Behagen das *Margileh* rauchen, eine Landpartie machen, ein Diner im Grünen improvisiren, *yaourt* (saure Milch) essen, eine schöne Aussicht betrachten, das azurne Blau des Himmels und das unendliche Meer bewundern, nachdenklich mit den Händen auf dem Rücken spazieren gehen, gnädig zu den Worten lächeln, die den Lippen eines Erzählers entchlüpfen, auf dem Lager ruhend den graziösen Bewegungen einer Tänzerin mit den Augen folgen, sich im *Kaif* von den Wogen schaukeln lassen — Alles das nennt man in der Türkei „*Kiëf*“.

Der Sultan huldigt dem *Kiëf* in seinem zauberischen Palaste an den unvergleichlichen Ufern des *Bosporus*, und das geheimnißvolle Schweigen, das rings in der Nähe des kaiserlichen *Kiosk* herrscht, kündigt den Vorübergehenden an, daß der Sultan sich von seinen Regierungssorgen erholt. Als gute und getreue Unterthanen verneigen sie sich und flehen Allah an, das *Kiëf* ihres Gebieters zu schützen, damit er nicht auf die Idee komme, das *ihrije* zu stören.

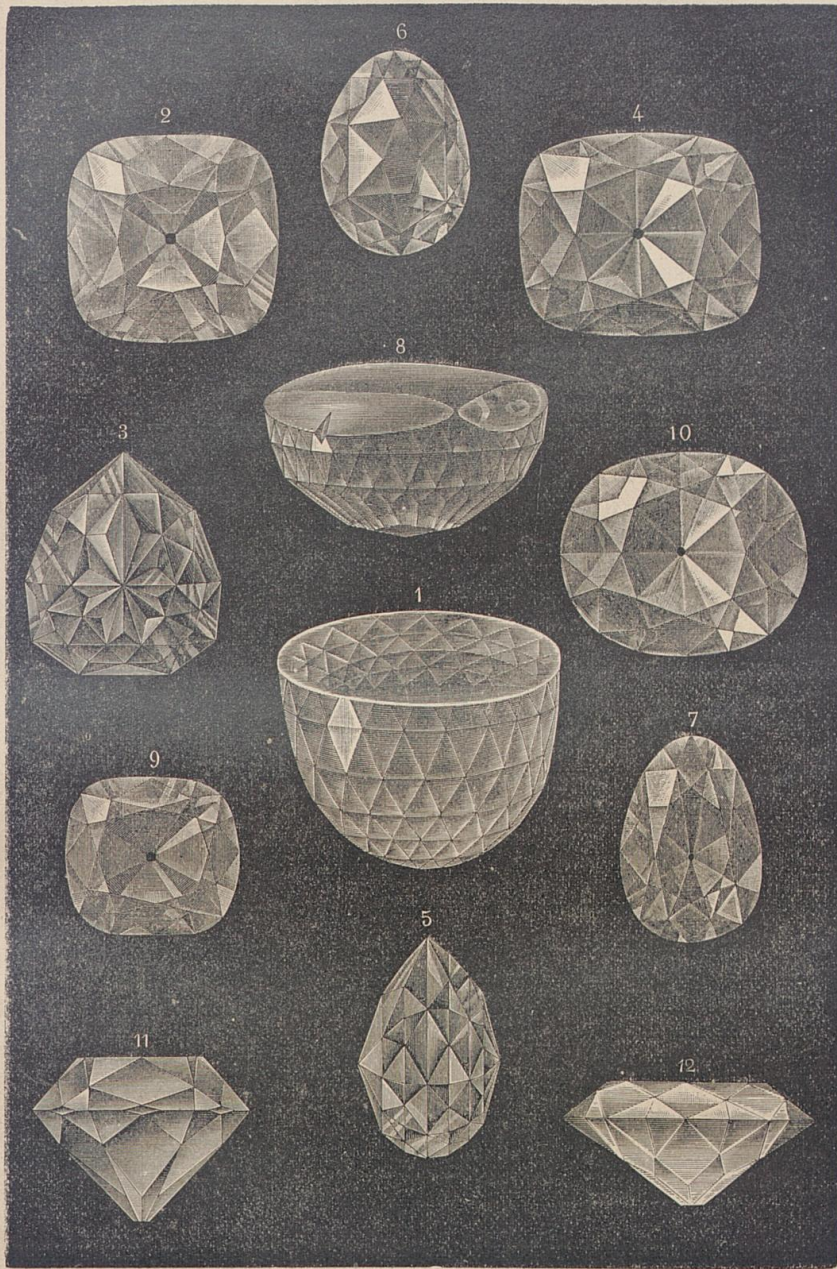
Wie in Paris das Vergnügen jeden Gedanken beherrscht, so in Constantinopel das *Kiëf*; aber die Freuden der Türken sind ebenso passiv, indolent, gemessen, wie die der Franzosen geräuschvoll, thätig und ermüdend. Während die Letztern den Philosophenspruch „*Ne quid nimis* — Nichts zu viel!“ selten beobachteten, erreichen die Türken diesen moralischen Grenzstein ebenso selten. Die übrigen Nationen schreiten in ihrer Entwicklung fort, die Türken dagegen lassen in ihrem Phlegma manchen kostbaren Moment vorübergehen, der sie vielleicht retten und emporheben könnte.

„*Kiëf*“ wird das große, Alles beherrschende Wort bleiben, so lange Allah gnädig verhütet, daß dem *Kiëf* des ganzen ottomanischen Reiches in *Stambul* für immer ein Ende gemacht werde.

Der Diamant.

(Hiezu die Abbildungen auf Seite 201, 202 und 203.)

Diamant, Demant, Mineral aus der Ordnung der Metalloide, kristallisiert tesseral, meist in Oktaedern, Rhombendodekaedern und Achtundvierzigflächern, findet sich häufig in krummflächigen, oft mehr oder weniger der Kugelform genäherten Formen, lose oder einzeln eingewachsen, selten derb in feinkörnigen, porösen, braunschwarzen Aggregaten (*Karbonat*). Er ist sehr spröde, auf dem Bruch muschelig, nach den Flächen des Oktaeders ausgezeichnet spaltbar, vom spez. Gewicht 3,50—3,53 und in seiner großen Härte (10) nur dem kristallisirten Bor vergleichbar. Er ist farblos und wasserhell, doch kommen auch graue, gelbe, braune, schwarze, rothe, grüne, blaue Steine vor; meist ist die Färbung indeß hell, große Diamanten mit intensiverer Farbe sind selten. Ueber die die Färbung hervorbringende Substanz ist nichts bekannt. Der Diamant bricht das Licht sehr stark, und der Winkel der Totalreflexion ist deshalb sehr klein, dazu besitzt er ein großes Farbenzerstreuungsvermögen, und diesen Eigenschaften verdankt er sein „Feuer“ und Farbenpiel, welches indeß



Die größten Diamanten.

Fig. 1. Großmogul, 270 Karat. — Fig. 2 u. 11. Regent oder Pitt, im französischen Kronschatz, $136\frac{3}{4}$ K. — Fig. 3 u. 5. Florentiner, im Schatz des österreichischen Kaisers, $133\frac{1}{8}$ K. — Fig. 4 u. 12. Stern des Südens, aus Brasilien, in Privatbesitz, 125 K. — Fig. 6. Saucy, im Besitz des russischen Kaisers, $53\frac{1}{2}$ K. — Fig. 7. Grüner Diamant, im Grünen Gewölbe zu Dresden, 40 K. — Fig. 8. Kohinur, im englischen Kronschatz, alte Form, 280 K.; Fig. 10. neue Form, $106\frac{1}{16}$ K. — Fig. 9. Blauer Diamant, von Hope in Amsterdam, $44\frac{1}{4}$ K.

erst bei passendem Schliß zu voller Geltung gelangt. Diamant ist in allen Lösungsmitteln unlöslich und sehr widerstandsfähig gegen chemische Agenzien; er erträgt in sauerstofffreien Gasen sehr hohe Temperatur, ohne sich zu verändern, wandelt sich aber schließlich in Graphit um und verbrennt, bei Zutritt der Luft erhitzt, zu Kohlen- säure. Er besteht also aus Kohlenstoff (wie Graphit und Holzkohle) und hinterläßt nur eine Menge unverbrennlicher Substanz. Viele Diamanten enthalten Einschlüsse, Rutil, Titanerze, Eisenglanz und andere Eisenerze, Klinkchlor, Topas (?), dendritische Formen, Schuppen und Splitter und in diesen nach dem Verbrennen des Diamanten ein feines braunes und schwarzes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen. Entstanden ist der Diamant vielleicht auf nassem Wege aus organischer Substanz, vielleicht aus einem Kohlenwasserstoff, welcher bei langsamer Verwesung an der Luft seinen Wasserstoff verlor und endlich den Kohlenstoff kristallisiert abschied. In ähnlicher Weise entsteht Schwefel aus Schwefelwasserstoff. Vielleicht entstand Diamant auch durch Reduktion von Kohlen säure salzen, am wahrscheinlichsten bei Ausscheidung von Kohlenstoff aus geschmolzenem Eisen bei sehr hohem Druck. Für diese letztere Entstehung spricht vielleicht das Vorkommen von Diamant im Meteoriten von Arizona. Das Problem, Diamanten künstlich darzustellen, hat die Chemiker seit langer Zeit angelegentlich beschäftigt; doch scheiterten alle Bemühungen daran, daß bis jetzt kein Lösungsmittel für Kohlenstoff aufgefunden werden konnte. Erst 1880 gelang es Hannay in Glasgow, auf die Weise zum Ziel zu gelangen, daß er Kohlenwasserstoffe mit Magnesium in Gegenwart einer stabilen Stickstoffverbindung unter sehr hohem Druck erhitzte. Der hierbei sich ausscheidende Kohlenstoff nimmt die Form des Diamanten an, und die erhaltenen trümmerschlackigen Otaeder stimmen in allen Eigenschaften mit den natürlichen Diamanten überein. Aus mit Kohlenstoff gesättigtem Eisen soll nach Moissan Diamant kristallisieren, wenn man das Eisen unter sehr hohem Druck erkalten läßt.

Der Diamant findet sich im Distrikt Bellary in Ostindien in einem auf nassem Wege gebildeten pegmatitartigen Gestein inmitten von kristallinischen Gesteinen, welche als die ursprünglichen Lagerstätten zu betrachten sind. Die Diamantbreccien, die aus diesen Gesteinen entstanden sind, führen auch Quarz, Chalcedon, Korund, Epidot, Eisenerze z., bisweilen haben sie mehr sandsteinartigen Charakter. Am häufigsten findet sich der Diamant in Sanden, Geröllen und Schuttmassen der Flußbetten. In Indien liegen die Fundorte am Ostabfall des Dehangebirges. Das Golkondaland, aus welchem die großen historischen Diamanten stammen, liefert heute nichts mehr, dagegen werden ausgebeutet die sekundären Lagerstätten von Cuddapah am Pennar, Banganbally, Sumpfulpur am Godaweri und besonders die der Panna- gruppe bei Bandalshand. Ähnlich ist das Vorkommen auf Borneo. In Brasilien findet sich Diamant im Itacolunit (am Grammagoa), aber hier wohl ebensowenig auf primärer Lagerstätte wie in den Konglomeraten, Geröllen, Sanden und thonigen Massen, in denen er sonst überall in Brasilien auftritt. Niovinhaltige Gesteine scheinen die Muttergesteine zu sein. Begleiter des Diamanten sind hauptsächlich titanhaltige Mineralien, Quarz, Zaspis, Turmalin, Chrysoberyll, Eisenerze, viele Silikate, Gold, Lazulith, Nilomelan, Monazit, Ytterspath. Außer Minas Geraes, der wichtigsten Fundstätte, findet sich

Diamant auch in Sao Paulo, Goyaz, Matto Grosso. In Westgriqualand in Südafrika liegt der diamantführende Boden auf der Karrooformation in kraterähnlichen Vertiefungen, die an die Maare der Eifel erinnern. Sie enthalten eine blaugraue Erde mit eckigen Bruchstücken verschiedener Gesteine. Vielleicht sind diese Vertiefungen als Krater und der „blue ground“ als Produkt einer eigenthümlichen vulkanischen Thätigkeit, welche der der Schlammvulkane analog ist, zu betrachten. Figur 1 zeigt die geologischen Verhältnisse der Diamantlagerstätte. Die Schichten, welche durch die vulkanische, jetzt mit blauem Grund angefüllte Spalte durchbrochen werden, sind von unten nach oben Blackshale (schwarzer kohlenreicher Schiefer mit viel Eisenkies), Quarzit, in welchen Gänge basaltischen Gesteins eindringen, Melaphyr, Blackshale, Basalt, Alluvium. Die Lagerung der Schichten ist vollkommen horizontal. Die Kapdiamanten sind im Durchschnitt viel größer als die brasilischen und indischen und zeigen meist einen kaum merklichen Stich ins Gelbe, doch kommen auch ganz weiße und bläuliche vor. Man gewinnt sie jetzt durch regelrechten Bergbau mit allen maschinellen Mitteln und sehr vollkommenen Waschanrichtungen. Am Ural hat man Diamanten in den Goldseifen gefunden, ebenso in Vittoria und Neusüdwales. Das Vorkommen in Nordcarolina ist bedeutungslos.

Die Auffindung der Diamanten (Diamantwäscherei) ist eine sehr kostspielige Arbeit. Die Kleinheit der allermeisten Diamanten macht in Verbindung mit ihrer Seltenheit das Auswaschen und sorgfältige Durchsuchen einer Menge Erde nothwendig. In Indien wäscht man die diamantführende Erde, um den Sand und Thon wegzuspülen, dann bringt man den Rückstand, welcher hauptsächlich aus kleinen Kieselsteinen und Eisensteinen besteht,

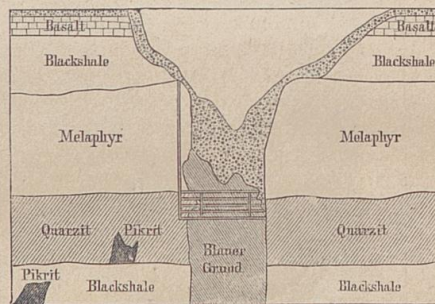
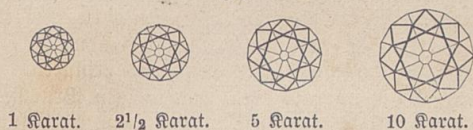


Fig. 1. Geologisches Profil der Kimberley-Mine.

auf eine festgestampfte Tenne, läßt ihn trocken und schließlich die darin befindlichen Diamanten durch nackte Arbeiter unter schärfster Aufsicht aussuchen.

Im Alterthum wurden die Diamanten in ihrer natürlichen Form, jedoch mit künstlich polierten Flächen gefaßt und Spitzsteine genannt; seitdem aber Ludwig van Berguen 1456 die Kunst entdeckte, sie auf rotierenden Scheiben mit ihrem eignen Pulver (Diamantbord, Voort) zu schleifen, ihnen künstliche Flächen zu geben, durch welche ihre optischen Eigenschaften erst zu voller Geltung gelangen, sind die Diamanten erst recht im Werth gestiegen. Man schleift sie hauptsächlich zu Brillanten und Rosen (siehe Edelsteine) und benützt die größern für sich als Schmucksteine, die kleinsten zum Karneisieren, Einfassen andrer Edelsteine. Die Figur 2 gibt das Gewicht der Steine von dargestellter Größe bei regelmäßigem Brillantschliß.

Fig. 2.



Der Werth der Diamanten richtet sich nach der Farbe, der Reinheit, dem Schnitt und dem Gewicht. Am höchsten im Preis stehen die farblosen, niedriger die rothen, gelben, grünen, blauen, am niedrigsten die schwärzlichen, bräunlichen, stahlfarbigen und unrein bläulichen. In Bezug auf Durchsichtigkeit und Klarheit theilt man die Diamanten in drei Klassen und nennt vom ersten Wasser die vollkommen wasserhellen, ohne allen Fehler, vom zweiten Wasser die zwar wasserhellen, jedoch hier und da trübe Stellen, Wolken oder Federn darbietenden, vom dritten Wasser (couleurte) die grauen, braunen, gelben, grünen, blauen oder schwärzlichen oder die zwar wasserhellen, aber sonst beträchtlich fehlerhaften. Steine von bedeutender Größe heißen Parangons oder Nonpareils, auch Solitäre, die kleinen Salzkröner. Während das Karat D. 1550 auf 350 Mt. geschätzt wurde, galt es 1672 nur 180, dagegen 1772 wieder 300 Mt. Nach der Regel von Vincotius multipliziert man zur Ermittlung des Werthes eines Steines die Anzahl seiner Karate mit sich selbst und das Produkt mit dem Preise eines Karats. Diese für Steine bis zu 20 Karat anwendbare Regel hat heute alle Gültigkeit verloren. 1865 zahlte man 450 Mt. für das Karat, seit der Entdeckung der Kapdiamanten (1867) ist aber der Preis außerordentlich und noch stärker gesunken als bei der Entdeckung der brasilischen Diamanten 1727. Brasilien lieferte 1850—70 jährlich gegen 170,000 Karat im Werthe von 7 Millionen Mt. In neuester Zeit ist die Produktion sehr bedeutend zurückgegangen. Die Hauptstapelplätze sind Rio de Janeiro und Bahia, in Südafrika Port Elizabeth. Hier wurde Anfang der 70er Jahre die Diamantwäscherei ungemein lebhaft betrieben, in Kimberley waren 1876 außer den eingebornen Arbeitern 20,000 Gräber und 4000 Händler angesiedelt. Seitdem man aber in größere Tiefen dringen mußte und der Preis des Diamanten stark gesunken ist, ging die Produktion von 25 Mill. Mt. auf etwa 9 Mill. herab. Der Großhandel mit Diamanten hat gegenwärtig seinen Sitz in London. Die Diamantschleiferei wird fast ausschließlich in Amsterdam ausgeführt, es bestehen dort fünf großartige Etablissements mit 872 Mühlen und 3000 Arbeitern (fast nur Juden). Betrügereien im Diamanthandel sind verhältnißmäßig leicht zu entdecken. Es werden Dubletten und andre farblose Edelsteine untergeschoben, welche aber sämmtlich dem Diamanten an Härte, Glanz und Farbenspiel weit nachstehen. Sehr häufig geht Bergkristall als Diamant (böhmischer, rheinischer, occidentalscher, Marmaroser Diamant, Baphos-Diamant, Arkansas-Diamant, braun: Mengon-Diamant), viel seltener Hyacinth (Matura-Diamant), Zirkon, Phenakit, weißer Saphir, Topas, Aquamarin. Sehr schöne Effekte erreicht man mit künstlichen Diamanten, dem bleireichen Glas, welches wenigstens bei künstlicher Beleuchtung an Glanz und Farbenspiel dem Diamanten nahekommt, aber sehr weich ist und bei häufigem Gebrauch bald von seiner Schönheit verliert. Die vollkommenste Nachbildung bieten die sogenannten Similibrillanten.

Die technische Benutzung des Diamanten wird immer ausgedehnter. Der Glaser schneidet mit den beil-

förmig gebogenen Kristallkanten des Diamanten das Glas; in der Lithographie gravirt man die feine englische Schrift auf Visiten- und Adresskarten, auf Wechseln, Rechnungen zc. mit einem scharfen, spitzen Diamanten. Die Kupfer- und Stahlstecher ziehen mit Diamanten die feinen Luftlinien auf der Platte. In der Glaskunstindustrie dient der Diamant zum Gravieren. In den Achatschleifereien werden die Löcher in die Steine mit Diamantstücken gebohrt, auch andre harte Steine und Porzellan bearbeitet man in dieser Weise. Festes Gestein bohrt man mit einem Röhrenbohrer, welcher vorn mit Diamanten besetzt ist. Eine andre Verwendung findet der Diamant zum Abdrehen harter Stahlpapen an astronomischen Instrumenten, wobei der Stahl mittels eines scharfkantigen Diamanten seine genauere Nachdrehung erhält, nachdem er mittels eines Drehstahls vorher rund abgedreht worden. Die feinen Theilungen auf glatten Silber- und Messingrädern und auf Glas zu den Messungen bei mikroskopischen Untersuchungen werden ebenfalls mit spitzen Diamanten gemacht. Der schwarze (fälschlich amorphe) Diamant (Carbonado, Karbonat, Karbon), ein feinkörniges, kristallinisches, etwas poröses Aggregat, findet sich hauptsächlich im Seifengebirge des Distrikts La Chapada (Provinz Bahia). Die begleitenden Gesteine sind syenitischer und granitischer Natur, Turmalin, Zirkon, Staurolith, Rutil, Granat. Auch in Kimberley ist Carbonado gefunden worden. Er dient zum Bohren und Schleifen anderer harter Steine.

Die Kenntniß des Diamanten reicht hoch in das Alterthum hinauf. Schon in der Bibel wird er unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Graviergriffel, bei Hesekeel und Zacharias als Bild der israelitischen Hartnäckigkeit angeführt. Adamas (der Unbezwingliche) hieß der Diamant bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das Werthvollste unter allen menschlichen Gütern auf. Der Diamant zeigt vor allem die Erscheinung der Antipathie und Sympathie. Der unbezwingliche Diamant, welcher zwei der heftigsten Dinge in der Natur, Eisen und Feuer, nicht achtet, werde durch Bocksblut gesprengt. In frischem warmen Blut macerirt, lasse er sich auf dem Ambos zu Theilchen zersprengen, mit welchen der Steinschneider in jede Materie, so hart sie auch sei, graviere. Mit dem Magnet liege er in solchem Streit, daß er ihm selbst das Eisen entreihe. Er entkräfte das Gift, vertreibe den Wahnsinn zc. Größere Verbreitung nach dem Westen haben die Diamanten erst seit den Einfällen der Ghasnawiden nach Indien gefunden, und bis 1728 kamen sämmtliche Diamanten von dort. Die Verbrennlichkeit des Diamanten, obwohl schon früher bekannt, wurde 1694 von Aberami und Taglioni mit Hilfe von Brenngläsern erwiesen, und 1773 zeigte Lavoisier, daß

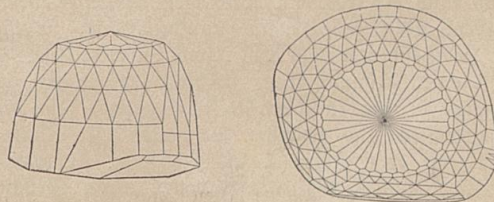


Fig. 3. Diamant Or low, links Seitenansicht, rechts von oben.

der Diamant zu Kohlensäure verbrennt. Viele der durch Schönheit oder Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geschichte. Der ursprünglich größte und der berühmteste unter allen Diamanten ist der Kohinur, d. h.

Lichtberg. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Helden Karna, den das Epos „Mahābhārata“ besingt, im Kriege getragen werden. Geschichtlich tritt er auf, seit ihn der Herrscher von Malwa, Maed din Abilji, zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf seinen Raubzügen nach Nordkarnatit erbeutete und nach Dehli mitnahm. Er soll 672, nach andern 793 Karat gewogen haben. Als der Großmogul ihn 1665 Tavernier zeigte, wog er, durch das Ungeschick eines venezianischen Steinschleifers zertheilt, nur noch 280 Karat (Tafel, Fig. 8). Den Kohinur entführte Nadir Schah 1739 bei der Blindierung Dehli's nach Afghanistan, von wo er in den Besitz des Maharadscha Rundschi Singh und nach dem Untergang des Reiches der Sikhs in den der Ostindischen Kompagnie kam, die ihn 1850 dem englischen Kronschatz übergab. Durch Schleifen in Brillantform hat sich sein Gewicht bis $106\frac{1}{16}$ Karat verringert (Tafel, Fig. 10). Der größte genauer bekannte Diamant ist der Diamant an der Spitze des russischen Kaiserscepters, der Orlov (Textfig. 3), von $194\frac{3}{4}$ Karat, von unvortheilhaftem Schliß, aber von ausgezeichnetem Wasser. Sein größter Durchmesser beträgt $3,378$ cm., seine Höhe $2,18$ cm. Er stammt aus dem Thronstuhl Nadir Schah's und wurde nach dessen Ermordung durch einen armenischen Kaufmann angekauft, von dem er 1772 für 450,000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief in den Besitz der Kaiserin Katharina II. überging. Im Besitz des Sultans von Matan auf Borneo befindet sich ein Diamant vom reinsten Wasser und 367 Karat; er hat eine eiförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung am spitzern Ende. Man fand ihn um 1740 bei Landat, und er gilt seitdem als der Talisman des Radschahs und seiner Dynastie. Zu den schönsten Diamanten gehören noch der „Florentiner“ oder „Großherzog von Toscana“ (Tafel, Fig. 3 u. 5) von $133\frac{1}{8}$ Karat, etwas gelblicher Farbe und als reich facettierter Briolett geschliffen. Er gilt für den größten Diamanten Karls des Kühnen, wurde von diesem 1476 in der Schlacht bei Granson verloren, gelangte aus Privat Händen in den mailändischen Schatz, dann an Papst Julius II. und findet sich jetzt im Schatz des Kaisers von Oesterreich. Auch der Sancy (Tafel, Fig. 6) von nur $53,5$ Karat, aber erstem Wasser stammt von Karl dem Kühnen, welcher ihn 1477 in der Schlacht bei Nancy verlor. Durch viele Hände gelangte der Stein an den hugenottischen Edelmann Sancy. Als dieser nach Solothurn als Gesandter ging, erhielt er von Heinrich III. den Befehl, ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. besaß denselben, als er 1688 nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. 1835 wurde er um 500,000 Rubel für den russischen Kaiser angekauft. Für den vollkommensten und schönsten Brillanten gilt allgemein der Regent oder Pitt (Tafel, Fig. 2 u. 11) von $136,75$ Karat, reinstem Wasser und vollendetem Brillantschliff. Er stammt aus Ostindien, wurde von einem Matrosen an den Gouverneur des Forts St. George, Namens Pitt, verkauft und gelangte von diesem an den Herzog von Orleans. Zur Zeit der französischen Revolution war er in Berlin beim Kaufmann Trezkow verpfändet. Später zierte er den Degentknopf Napoleons I., und noch jetzt

befindet er sich im französischen Kronschatz. Der größte in Brasilien gefundene Diamant, ein Brillant von reinstem Wasser, wog 254 Karat, wurde 1853 gefunden, wiegt nach dem Schnitt nur noch 125 Karat und ist als „Stern des Südens“ bekannt. Er befindet sich in Privatbesitz (Tafel, Fig. 4 u. 12). Einen schönen blauen Diamanten von $44\frac{1}{4}$ Karat besitzt der Bankier Hope in Amsterdam (Tafel, Fig. 9), einen grünen Diamanten zeigt Tafel Fig. 7. Außer den genannten haben indische Reisende noch andere große Diamanten beschrieben und abgebildet, zu welchen z. B. der Großmogul (Tafel, Fig. 1) von 279 Karat gehört. Den größten Diamanten (Grcelflor) lieferte 1893 die Jagersfontein Mine in Südafrika; er wiegt $971\frac{3}{4}$ Karat und ist bläulichweiß.

Den vorstehenden Artikel, für welchen wir bei unsern Lesern ein besonderes Interesse voraussetzen dürfen, veröffentlichten wir mit Genehmigung der Verlagshandlung aus der neuen, fünften Auflage von Meyers Konversations-Lexikon. Das Neuerscheinen dieses in der gesammten Weltliteratur einzig dastehenden monumentalen Werkes müssen wir, obwohl es nicht auf katholischem Boden steht, doch mittheilen, da es für alle gebildeten Kreise ein wichtiges Nachschlagebuch ist, das in vier Auflagen eine Verbreitung von weit über einer halben Million Exemplaren gefunden hat. Mustergiltige Bearbeitung aller Fächer, sorgfältige Berücksichtigung des neuesten Standes auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, eingehende Würdigung jeder Wissensfrage sind die unübertroffenen Vorzüge des Meyer'schen Konversations-Lexikons, welche sich vornehmlich auch in dem gegenwärtigen Aufsätze widerspiegeln.

— ❦ —
Musik im Kloster.

(Zu unserem Bild Seite 199.)

Die Klöster waren von jeher Heinstätten für Kunst und Wissenschaft. Speziell die Musik fand in den Mönchen eifrige Pfleger und Förderer. Der Zeichner stellt uns heute eine Szene vor Augen, musizierende Mönche. Mit welcher Hingebung die drei da mit der Violine, der Bratsche und dem Cello ihren Part spielen! Jedenfalls ein hübsches Trio, was sie vortragen. Da mögen Abt Johannes und die beiden Ordensgenossen wohl lauschen und mit Recht, denn die Kloster-Brüder sind Meister ihres Instruments und wissen ihre Sache gut zu machen!

— ❦ —
Allerlei.

Volksmund. Die Bahn im badischen Schwarzwald, welche von Zell nach Todtnau führt, ist von einem jüdischen Consortium gebaut worden. Der Volksmund hat ihr den Namen „Schmulschmalspurbahn“ gegeben.

— ❦ —
Bilder-Räthsel.

